

weil zeitlich befristet geduldet wurde, daß der SO_2 -Ausstoß minimal höher lag, als wir uns zum Ziel gesetzt hatten, aber weit niedriger blieb als noch vor zwei Jahren.

An Kompromissen kommt niemand vorbei

Auch in diesem Sinne werden wir an Kompromissen nicht vorbeikommen. Wer zu all diesen Fragen, so wichtig sie ja für sich sind, immer gleich meint, hier werde über Heil oder Unheil, Leben oder Tod entschieden, der gibt sinnvolles politisches Handeln in der Politik als Möglichkeit auf.

Ich habe, zusammenfassend gesagt, drei Bereiche ange-

sprochen: zuerst die Überforderungskrise der Politik, also die Frage, was kann Politik überhaupt bewirken; zweitens die privatistische und die parteipolitische Auszehrung des Gemeinwohls, also das Schwinden des Gemeinwohlbewußtseins; und drittens den Entscheidungsnotstand der Politik, also die Frage, bringen wir überhaupt noch den Mut auf zu notwendigen Entscheidungen. In diesen drei Bereichen, die für das Gelingen von Politik wesentlich sind, sind in besonderer Weise alle Christen mit der Nüchternheit, Selbstlosigkeit und Hoffnung, zu denen wir im Glauben befähigt sind, gefordert. In diesem Sinne wünsche ich mir eine große Koalition aller Christen über alle Parteigrenzen hinweg.

Werner Remmers

Orientierungsversuche auf schwierigem Feld

Ein Symposium über Fragen der Bioethik

Seit 1983 besteht die von Internationalen Vereinigung der Katholischen Universitäten getragene „International Study Group of Bioethics“, die sich um Informationsaustausch und Urteilsbildung auf dem Feld der Bioethik bemüht. Der an der römischen Gregoriana lehrende Moraltheologe Klaus Demmer, der in der HK schon einmal über die Arbeit der internationalen Studiengruppe berichtet hat (vgl. HK, Oktober 1986, 489–493), informiert über das jüngste Symposium, bei dem es vor allem um die Herausforderung der Moral durch die Biologie, speziell Forschungen zur Entwicklung des Embryo, ging.

Kongresse zu Fragen der Bioethik erleben zur Zeit eine Hochkonjunktur. So veranstaltete die *Accademia Alfonsiana* – ein der römischen Lateran-Universität angeschlossenes Spezialinstitut für Moraltheologie – in der Osterwoche einen Internationalen Kongreß zu Fragen der Moral und Medizin, der annähernd zweihundert Wissenschaftler und Interessenten aus aller Welt anlockte. Auf der Rednerliste standen aus dem deutschsprachigen Bereich neben dem Nobelpreisträger *W. Arber* (Basel) die Moraltheologen *Bernhard Häring*, *Franz Böckle* und *Klaus Demmer*. Alle Themenbereiche wurden abgedeckt, von wissenschaftstheoretischen Grundsatzfragen über die Problematik des Humanexperiments bis zur Aids-Bekämpfung. Es überwog das Referat, mancher Teilnehmer hätte sich mehr Raum für das intensivere Gespräch gewünscht. Die Podiumsdiskussionen konnten dieses Desiderat nicht voll abdecken. Im letzten Augenblick mußte man sich eine Erweiterung des Programms durch die Kongregation für das katholische Bildungswesen gefallen lassen; zusätzliche Referenten wurden eingeführt. Beinahe gleichzeitig lief in der Klinik San Raffaele in Mailand ein *Expertengespräch* ab, das von derlei Interventionen verschont blieb. Und die *Balzan-Stiftung* veranstaltete

am 12. und 13. Mai in Venedig ein Gipfeltreffen, das führende Forscher von Weltrang – man sah unter den Teilnehmern *P. Singer*, *R. Edwards*, *M. Warnock* – zu Gast hatte. Hier überwog die Diskussion. Die internationale Presse berichtete darüber ausführlich.

Fragen zur Entwicklung des Embryo

Im ersten Vergleich mit solchen Großveranstaltungen, die in den Medien gebührenden Widerhall finden, nehmen sich die Initiativen der „International Study Group of Bioethics“ – sie wird getragen durch die Internationale Vereinigung der katholischen Universitäten – eher bescheiden aus. Aber der Schein trügt. Man geht zwar der Öffentlichkeit aus dem Weg. Dennoch hat das seine Vorteile. Die Atmosphäre ist wohltuend gelockert. Profilierungszwänge entstehen nicht. Das 10. Symposium dieser Gruppe fand vom 3. bis 5. Juni in Wien statt. Zur Debatte stand die Herausforderung der Moral durch die Biologie. Vertreter waren Moraltheologen, Philosophen und Naturwissenschaftler aus ganz Europa und aus Nord- wie Südamerika. Unter den Anwesenden sah man zeitweilig auch die Kardinäle *Franz König* (Wien) und *Carlo M. Martini* (Mailand). Das vermochte allerdings die Präsenz eines vatikanischen Beobachters nicht zu verhindern. Die Organisation der Tagung ermöglichte ein Gleichgewicht von Vortrag und Diskussion und förderte die aktive Beteiligung aller.

Das Symposium verlief auf durchgehend hohem Niveau. Die Tatsache, daß die anwesenden Naturwissenschaftler zum Teil auch Theologen waren – so verfügen die spanischen Jesuiten über kompetente Humangenetiker –, tat dazu ein übriges. *A. Serra* (Rom), *C. Alonso Bedarte* (Madrid) und *J. Rubio Cardiel* (Oviedo) stellten anhand neuesten Forschungsmaterials die *Entwicklung des frühen*

Embryo dar. Es bestand unter den Referenten Einigkeit über die Kontinuität der embryonalen Entwicklung. Mit dem Prozeß der Gametenverschmelzung, der Verzögerungen und Rhythmusverschiebungen aufweist, beginnt neues menschliches Leben. Ein eindeutig individualisiertes genetisches Programm liegt vor. Ein geordneter und koordinierter Differenzierungsprozeß läuft ab, der sein Kontrollzentrum in der Zygote besitzt. Keimmaterial (Spermatozoen und Oocyten) und Zygote sind qualitativ voneinander unterschieden. Der Befruchtungsvorgang ist ein wesentlicher Schritt zu dieser Neuheit. Die Zygote aktiviert das ihrem Genom eingeschriebene Programm. Und letzteres ist nur beschränkt plastisch.

Dieser Grundkonsens mußte allerdings *Differenzierungen* hinnehmen. Wenn auch an der Identität des genetischen Programms wie an der Kontinuität der Entwicklung kein Zweifel bestand, so kam es doch zu bedenkenswerten Einschränkungen. Gewiß – so hieß es – sind alle Phasen der embryonalen Entwicklung gleich notwendig, die jeweils spätere setzt die frühere als Bedingung ihrer Möglichkeit voraus. Dennoch ist Notwendigkeit nicht kurzerhand mit Wichtigkeit gleichzusetzen. Die späteren Entwicklungsphasen signalisieren gegenüber den früheren einen *qualitativen Unterschied*. Das gilt zum einen für das biologische Substrat, zum anderen für die immer komplexer werdenden Informationssysteme. Zwar ist das Wechselspiel von endogenen und exogenen, von intra- und extraembryonalen Faktoren nur unvollkommen bekannt. Dennoch besteht kein Zweifel, daß letzteren für die normale Entwicklung des Embryo eine höhere Bedeutung zukommt, als dies gemeinhin angenommen wird. Das genetische Programm erklärt auch nicht alles. Das feedback mit der Umgebung fällt unter die Steuerungsfaktoren. Und die innere Einheit des Embryo baut sich erst allmählich auf.

Letztendlich ist nicht zu übersehen, daß die embryonale Entwicklung – wie alle Evolution – über „trial and error“ geht. Unregelmäßigkeiten sind nicht auszuschließen. Darunter fällt nicht nur die auf Grund der Omnipotenz der Zellen mögliche Zwillingsbildung. Es war auch die Rede vom genetischen Mosaik und von der Chimärenbildung: Zygoten, die unterschiedlichen Befruchtungsvorgängen entstammen, wachsen zusammen. Allerdings – so war zu hören – sei dies eine fragwürdige Hypothese. Daß die Embryonalentwicklung mit einer hohen Verlustrate operiert, brauchte nicht mehr eigens betont zu werden.

Was taugen die klassischen philosophischen Begriffe?

Es verwundert nicht, wenn in der anschließenden Diskussion die molekularbiologische Absicherung der vatikanischen Instruktion „Donum vitae“ (vgl. HK, April 1987, 173ff.) im Zentrum stand. Niemand der Anwesenden zweifelte an der fehlenden Kompetenz der empirischen Humanwissenschaften, eine metaphysische Persondefinition zu erarbeiten. Ob im frühen Embryo *personales* Leben vorliegt oder nicht, das zu entscheiden steht in der Hand

des Philosophen und Theologen. Allerdings bedarf es zu einer solchen Einsicht keines Kongresses. Darum drang man auch auf Präzisierung der Frage. Wenn man die klassische Definition des Boethius übernimmt – *persona est rationalis naturae individua substantia* –, dann sei zu klären, was man unter Individuum verstehe. Die scholastische Tradition verbindet innere Ungeteiltheit und Unterschiedenheit von allen übrigen Seienden miteinander (*indivisum in se et divisum ab omni alio ente*). Nun läßt sich aber bezweifeln, ob der frühe Embryo die physischen Voraussetzungen dieser metaphysischen Definition erfüllt. Das festzustellen übersteigt die Kompetenz der empirischen Humanwissenschaften keineswegs. Aber so plausibel dies zunächst klingt, es kann weiteres Nachdenken nicht abschneiden.

Der Moraltheologe schaut hier erwartungsvoll nach der Hilfe des Naturphilosophen aus. In Wien wurde sie ihm nur beschränkt zuteil. Das Referat von Reinhard Löw (Hannover) bewegte sich vorwiegend auf dem Feld der Soziobiologie und vermittelte eher allgemeine Denkanstöße. Dennoch ließ es keinen Zweifel daran aufkommen, daß dem frühen Embryo der *gleiche* Schutz gebühre wie jedem anderen Menschen auch. Das Recht auf Leben ist unteilbar. Kritische Distanz gegenüber einer Auswertung der naturwissenschaftlichen Referate im Sinne abgestuften Lebensschutzes war offenkundig. In den nachfolgenden Überlegungen von Klaus Demmer (Rom) wurden offene Fragen berücksichtigt, die sich dann in der Plenumsdiskussion fortsetzten. Einiges sei hier herausgegriffen.

Verwiesen wurde auf die *Unverzichtbarkeit eines kohärenten philosophischen Vokabulars*, das eine Kontrolle aller Begriffe samt ihrer Voraussetzungen erlaubt. Der Ruf nach einer erneuerten *philosophia perennis* ist so unverständlich nicht. Sodann kam die Frage nach der Tauglichkeit der klassischen Persondefinition auf. Läßt die molekularbiologische Ebene eine unmittelbare Übertragung zu? Der neuralgische Punkt liegt im Verständnis von Substanz. Probleme der modernen Physik wiederholen sich für den Biologen. Ein vorwissenschaftlicher, dem schlichten Augenschein verpflichteter Substanzbegriff läßt sich nicht aufrechterhalten. *Substanz* muß durch *Prozeß* ergänzt werden. Substanz ist im Werden, der Werdecharakter tut der Substanzhaftigkeit keinen Eintrag. Der Personbegriff muß fortan mit einer differenzierten Vorstellung von Substanz operieren. Das wissenschaftlich zugängliche Fundament einer metaphysischen Definition hat sich geändert. Aus dieser Tatsache lassen sich allerdings keine übereilten Schlüsse ziehen, Überinterpretationen sind tunlich zu vermeiden. Es wäre eine Vereinfachung, wollte man dem frühen Embryo die Substanzhaftigkeit absprechen und daraus anthropologische Konsequenzen ziehen, nur weil vertraute Vorstellungsweisen von Substanz nicht mehr gelten. Gleiches wäre auch vom Begriff Individuum zu sagen. Auch hier ist Umdenken gefordert. Der Kenner sieht unmittelbar, daß die Moraltheologie auf die Zusammenarbeit mit der Naturphilosophie angewiesen ist.

In den naturwissenschaftlichen Referaten wurde die *Kontinuität der Embryonalentwicklung* unterstrichen. Dies allerdings mit dem Zusatz, es gebe *qualitative Sprünge*. Nun ist das nichts Neues. Im klassisch deterministischen Weltbild galt das Axiom: Die Natur macht keine Sprünge (*natura non facit saltus*). Mit der Quantenphysik stellte sich die Frage, ob die Natur überhaupt etwas anderes als Sprünge macht (Max Planck). Diese Einsicht darf im Gespräch zwischen Moralthologie und Biologie nicht unter den Tisch fallen. Wiederum gilt es, Überinterpretationen zu vermeiden. Sie könnten sich mit dem Wort von den qualitativen Sprüngen verbinden. Ist mit dem Wort eine Beschreibung gemeint, oder enthält es bereits eine Interpretation? Und ist letztere stark genug, eine Totalverfügung über menschliches Leben – man denke an Embryonenforschung und verbrauchendes Humanexperiment – zu rechtfertigen? Kann man lebendige Prozesse – so eine Intervention während des Gesprächs – überhaupt segmentieren? Verbirgt sich hinter einem solchen Versuch nicht ein cartesianisches Weltbild?

Normativ ist nur die gedeutete Natur

In den Diskussionen kam man auch auf den differenzierten Gebrauch des Wortes *Potenz* zu sprechen. Man spricht dem frühen Embryo die Potenz zum Personsein zu. Im gleichen Zusammenhang taucht auch die Bezeichnung *Prädisposition* auf. Nun ist Potenz eine metaphysische Kategorie. Sie darf nicht kurzschlüssig verwechselt werden mit der realen Möglichkeit (Possibilität), die jeweils komplexeren Individuationsstufen zu erreichen. Aus der hohen Riskiertheit natürlicher Prozesse läßt sich im Direktverfahren nichts beweisen. Ein gleiches gilt auch im Hinblick auf die verminderte Autonomie des frühen Embryo. Die Autonomie des menschlichen Lebens ist in allen Entwicklungsstadien relativ. Philosoph und Naturwissenschaftler haben jeweils anderes im Sinn, wenn sie das Wort Autonomie in den Mund nehmen.

Die biologische Natur steht in *anthropologischen Verweiszusammenhängen*. Für sich allein genommen ist sie, was ihre normative Relevanz betrifft, unterdeterminiert. Gottes Plan mit dem Menschen erschließt sich nur über einen *komplexen Verstehens- und Interpretationsvorgang*, der im Licht anthropologischer Prämissen erfolgt. Die biologische Natur liefert dazu bedenkenswerte Hinweise. Normativ ist aber nur die verstandene, gedeutete und bewertete Natur. Allerdings bleibt unrealistischen Spiritualisierungstendenzen in der Moral zu begegnen. Das biologische Bedingungsfeld – so *Hans Rotter* – gehört wesentlich zum Menschen. Dies zugestanden läßt sich dennoch nicht verkennen, daß der Mensch über seine sittliche Vernunft einen *Ordnungsauftrag an der Natur* zu erfüllen hat. Denn die Natur ist ambivalent. Sie schützt den Menschen und bedroht ihn. Sie weist Züge der Ordnung wie der scheinbaren Unordnung, ja des Experiments, auf. Offen bleibt allerdings die Frage, ob Phänomene der Unordnung, der Turbulenz oder gar des Experiments nicht doch

eine verborgene Gesetzlichkeit aufweisen, für deren Erfassung es bislang noch keine Parameter gibt. Die Chaosforschung sollte zum Nachdenken anregen. Im Verlauf der Tagung kam man auf diese Probleme nicht zu sprechen, sie wären ein Gespräch wert gewesen. Alles in allem wuchs aber die Überzeugung, daß der Moralthologe nicht nur auf naturwissenschaftliche Information angewiesen ist. *Philosophische Bewältigung* tut not.

Das Interesse – zumal der anwesenden Naturwissenschaftler – an Fragen der Lehramts-theologie ließ sich nicht übergehen. *J. Mahoney* (London) und *F. Sullivan* (Rom) lieferten Gesichtspunkte aus den jüngst verlaufenen Diskussionen. Fragen nach der *Konsensbildung in der Kirche* wurden gestellt. Gibt es – so ein Teilnehmer – eine kritische Methodenreflexion, wie sie allenthalben in der Wissenschaft gang und gäbe ist? Wird, unbeschadet des dem kirchlichen Lehramt geschuldeten Gehorsams, die Kompetenz des Laien als eines verantwortlichen Partners genügend ernst genommen? Schließlich hat auch die Kirche nicht auf jedes Problem eine fertige Antwort (*Gaudium et spes* 33), ein ethischer Pluralismus ist bisweilen unvermeidlich (*GS* 43). Und Konsensbildungen brauchen ihre Zeit. Erinnert wurde an die Lehramts-Theologie Pauls VI. in seiner Antrittszyklika „*Ecclesiam suam*“, die den Geist des Dialogs beschwor. Man wünschte, daß die Lehramtssprache in so diffizilen Fragen, wie sie in „*Donum vitae*“ verhandelt werden, eine höhere argumentative Plausibilität aufweise. Das müsse keinesfalls zum Schaden der kirchlichen Lehrautorität ausschlagen. Es sei vielmehr die *Selbstüberforderung*, die zu einem progressiven Autoritätsschwund führe.

Kirchliche Wahrheitsfindung in einer komplexen Gesellschaft

In diesem Zusammenhang verwies man auf die Tendenz des Lehramts, die jüngste Tradition festzuschreiben. Das erweckt zwangsläufig den Eindruck, die *Geschichte lehrantlicher Aussagen* sei allein im Bild einer organischen und linearen Entwicklung zu sehen, die sich wohl fortschreitend präzisiert, nicht aber einschlußweise auch korrigiert. Leider fehlte die Zeit, sich mit dieser Frage eingehender zu befassen. In der Diskussion erinnerten die angelsächsischen Teilnehmer an die Praxis der breitgestreuten Konsultation, die den Hirten schreiben der nordamerikanischen Bischofskonferenz vorauszugehen pflegt. Hier wird – so eine Stimme – mit dem Subsidiaritätsprinzip in der Kirche ernst gemacht. Die Kirche wendet sich in komplexen Fragen an eine komplexe Gesellschaft. Das muß sich in der Methode der Wahrheitsfindung wie in der Weise der Vorlage niederschlagen. Sonst spricht man einen imaginären Adressaten an, den es bestenfalls auf dem Papier gibt.

Verlangt ist ein reifer Gehorsam, der die prinzipielle Bereitschaft zum Gehorsam gegenüber gestufter lehrantlicher Autorität mit dem Mut zu loyaler Kritik verbindet. Sollte dem authentischen Lehramt wirklich ein Irrtum un-

terlaufen, so werde der Hl. Geist dafür sorgen, daß er sich nicht in der Kirche durchsetzt; das könne man in klassischen Dogmatiken nachlesen. Und letztlich falle dem Lehramt angesichts diskutierter Probleme eine prophetische und pädagogische Funktion zu. Zunächst komme es darauf an, die Grundwerte des Evangeliums und des christlichen Menschenbildes vorzulegen. Konkrete Lösungen, wollen sie überzeugen, brauchen ihre Zeit.

Unvermeidlich kam man von medizinischer Seite auf den *Leidensdruck steriler Ehepaare* zu sprechen. Im privaten Gespräch war allerdings zu hören, Sterilität sei wohl eine Krankheit der Spezies, nicht aber des Individuums. Daß die Erfolgsrate der extrakorporalen Zeugung enttäuschend ist, wurde nicht eingehender behandelt. Der Preis für die Erfüllung des Kinderwunsches ist hoch. Hier liegt wohl auch die eigentliche Problematik einer solchen „Therapie“ und nicht in einer fragwürdigen Anthropologie des ehelichen Aktes.

Die Grundsatzfragen im Auge behalten

Wie soll man sich nun zu solchen Symposien stellen? Der beherrschende Eindruck ist gewiß positiv. Zumal die Internationale Vereinigung der katholischen Universitäten hat in ihrer Studiengruppe für bioethische Fragen ein Gesprächsforum geschaffen, das von Mal zu Mal an Form und Profil gewinnt. Das ist nachahmenswert. Man setzt sich nicht das Ziel, mit allen Mitteln einen Konsens zu erreichen. Das befreit von Erfolgsdruck und ermöglicht ein gelöstes Gespräch, fern aller Polemik. Es ist die Selbstbescheidung, die eine Teilnahme zum Gewinn ausschlagen läßt. Man wird in den Stand versetzt, die entscheidenden Probleme schärfer zu sehen.

Dem aufmerksamen Beobachter will es aber scheinen, daß die Verständigung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften – unbeschadet gegenteiliger Beteuerungen – im-

mer noch im argen liegt. Man deklamiert aneinander vorbei. Gewiß läßt sich keine Metaphysik entwickeln, die an den Tatsachen vorbeigeht. Der Moraltheologe braucht die Information. Aber er darf sich auch nicht dem Diktat der Naturwissenschaften aussetzen. Das wird zumal dann problematisch, ja gefährlich, wenn der Naturwissenschaftler Beschreibung und Interpretation ineinander übergehen läßt. Bisweilen nimmt seine Sprache pseudo-metaphysische Züge an, so wenn er von Potenz, Zufall, Finalität oder Bestimmung spricht. Und dem zuhörenden Moraltheologen ist nicht immer klar, ob er es mit Theorien oder fragwürdigen Hypothesen zu tun hat. Wissenschaftstheoretische Kenntnisse sind gefordert, wenn man das bioethische Gespräch bestehen will. Daran fehlt es bisweilen. Und gleichfalls bedarf es einer *Erneuerung der scholastischen Naturphilosophie*. Wie lassen sich Schlüsselbegriffe wie Substanz, Kontinuität, Linearität, Teleologie denkerisch verantworten, und zwar so, daß der Fragestellung des Moraltheologen gedient ist? Auch daran fehlt es. Das bioethische Gespräch wird unweigerlich auf der Stelle treten, wenn es der Kasuistik verhaftet bleibt, die Grundsatzfragen aber aus den Augen verliert. Dann läuft man wirklich Gefahr, sich in großen Worten zu üben, sobald die Ebene der naturwissenschaftlichen Tatsachen verlassen wird. Das sieht dann eher wie eine Pflichtübung aus, die im Grunde zu nichts verpflichtet.

Ein gewisses Unbehagen schleicht sich auch ein, wenn man an den *innerkirchlichen Dialog* denkt. Es liegt wohl in der Natur der Sache, wenn bei solchen Symposien die kritische Auseinandersetzung den Ton angibt. Dennoch sollte man nicht übersehen, daß es einen Vergrößerungseffekt gibt. Im deutschen Sprachbereich ist die ethische Nachdenklichkeit unter Biologen und Medizinern erfreulich groß. In anderen Ländern begegnet man weniger Hemmungen, wenn es um die Rechtfertigung oder Zulassung experimentierender Verfügens über menschliches Leben geht. Dem dürfte – so ungewollt dies auch immer geschehen mag – kein Vorschub geleistet werden.

Klaus Demmer

Zwischen Selbstbestimmung und Fremdherrschaft

Afghanistan nach den Genfer Abkommen

Der Abzug der sowjetischen Truppen aus Afghanistan hat begonnen: vom Frieden ist das Land aber noch fern. Der folgende Bericht gibt einen Überblick über die gegenwärtige Lage des Landes und die sie bestimmenden Kräfte. Und er geht auch auf die Probleme der Sowjetunion mit ihrer muslimischen Bevölkerung ein, die auf die sowjetische Haltung in der Afghanistanfrage nicht ohne Einfluß sind.

Der seit neun Jahren in Afghanistan tobende Krieg forderte allein bis Ende 1987 1,2 Millionen Tote und 700 000

Verwundete. Mehr als 7 Millionen Menschen mußten ihre Heimat verlassen. Von ihnen leben etwa 3,5 Millionen in pakistanischen Flüchtlingslagern, 2 Millionen gingen in den Iran, und weitere 2 Millionen fanden in den größeren Städten Afghanistans Zuflucht. Ein Ende des Blutvergießens ist auch nach den am 14. April 1988 in Genf unterzeichneten Vereinbarungen nicht in Sicht. Zwar sehen diese vor, daß sich die Regierungen in Kabul und Islamabad künftig jeglicher Einmischung in die Innenpolitik des Nachbarstaates enthalten und den Flücht-